

**Tante Betty's Helidentat.**

Humoreske von Reinhold Drimann.

Von den sieben lebenden Geschwistern meines Vaters war Tante Betty die einzige, die noch mit vierzig Jahren den Weg in das Paradies des Ehestandes nicht gefunden hatte. Aber sie schien nicht im mindesten darunter zu leiden, daß ihr die süßesten aller irdischen Freuden anscheinend für immer verjagt bleiben sollten. Körperlich so wenig als geistlich. Ihre kleine Gestalt war im vorweggenannten Sinne des Wortes das, was wir ungeratenen Buben bei jeder anderen als der vergötterten Tante Betty mit „sehr fettig“ bezeichnet haben würden. Und die unverwundliche Heiterkeit ihrer Gemüts zeugte für alles andere eher als für alljährliche Werbenheiten oder für einen heimlichen Kummer über getauschte Hoffnungen.

Ihren zahlreichen Neffen und Nichten war sie, wie schon angedeutet, ein Gegenstand höchster Verehrung, nicht so sehr um ihrer Freigebigkeit als um des seltenen und unschätzbaren Verständnisses willen, das sie für Besondereheiten unseres kindlichen Seelenlebens bewies. Wir trugen es ihr durchaus nicht nach, daß die herrlichen Geschenke, die sie jedem von uns schon wochenlang vor seinem Namensfest oder vor Weihnachten unter farbenreicher Ausmalung aller ihrer Schönheiten zu verheißener Pflichten, regelmäßig einen höchst merkwürdigen Schrumpfungseffekt durchzumachen hatten, ehe sie leibhaftig auf dem Gabentisch erschienen, daß aus einer meterhohen Festung mit Zugbrücke, Kanonen und zahlreicher Besatzung ein winziges Schächtelchen billigerer Weißbrot, aus einer in Sammet und Seide gefüllten Puppe mit Schlafaugen und echten Zöpfen ein kleiner, arbeitsamer, fröhlicher Bubeengel aus Porzellan wurde. Über derartige oft wiederholte Enttäuschungen wußte uns Tante Betty bestechende Liebenswürdigkeit immer sehr rasch hinwegzubringen. Und wenn sie dann bei einem unserer dummen Streiche den verschwiegenen Helfershelfer machte gleich dem allerbesten und zuverlässigsten Kameraden — wenn sie uns ohne jede Scheu vor den verwegensten „Nottügen“ aus irgend einer schiefen Situation herausnahm, in die wir Eltern oder Lehrer gegenüber geraten waren — wenn sie uns in ihrem gemüthlichen Aufmerksamsein mit den Zigarren traktierte, die sie einem ihrer Brüder stibitzig hatte, dann waren wir nicht nur die eingeschumpften Geschenke von Herzen verziehen, sondern wir würden auch für unsere Tante Betty durch Feuer und Wasser gegangen sein. Wie nur je ein Ritter der Minnezzeit für die Dame seines Herzens.

Dank ihrer harmlosen Lustigkeit und ihres kindlich naiven, aller Bosheit und Hinterhältigkeit abdoher Gemüthes, war Tante Betty übrigens bei den Vätern in der Familie kaum weniger beliebt als bei dem jungen Nachwuchs. Kaum je wurde eine größere oder kleinere Festlichkeit begangen, ohne daß sie dazu geladen worden wäre. War's aber aus diesem oder jenem Grunde einmal unterblieben, so konnte man mit Sicherheit darauf rechnen, daß sie sich ungeladen einfinden. Denn ihre beweglichen Augen blieben auch die verbotenen Vorbereitungen nicht verborgen, und ihr Stumpfsinn schien jeden Festbraten und jeden frisch gebakenen Kuchen über die halbe Stadt hinweg zu riechen. Um so schmerzlicher wurde unter solchen Umständen von uns eingeschwoorenen Verehrern der prächtigen Tante der tiefe Groll empfunden, der sie gleich einer unüberwindlichen Kluff von einem anderen hochgeschätzten Mitglied der Familie, von Onkel César nämlich, trennte.

Onkel César war ein Verwandter meiner Mutter, ein Vetter, ich weiß nicht, welchen Grades. Was ihn uns Buben interessant machte, waren seine persönlichen Eigenheiten, die der geheimnisvolle Schleier, den er über sein vergangenes Leben zu breiten liebte. Mit Stolz behauptete man darüber nur, daß er schon als Jüngling in irgend ein fernes Land ausgewandert war, und bis zu seiner vor etlichen Jahren erfolgten, unermuteten Rückkehr kein Sterbenswörtchen hatte von sich hören lassen. In unserem Gesichtskreis war er als ein sehr langer und magerer Hageholz erschienen, der die fünfzig noch nicht ganz erreicht hatte, aber um mindestens ein Jahrzehnt älter ausah.

Er war außerordentlich schweigsam, lächelte beinahe nie und hielt auf die Tadellosigkeit seiner äußeren Erscheinung ebensoviel wie auf die Pflege seiner Gesundheit. Man sah ihn Sommer und Winter, bei Regen und Sonnenlicht, nur mit einem dicken, weißen Schal um den Hals und mit Gummischuhen an den Füßen. Im übrigen waren seine Lebensgewohnheiten von größter Einfachheit. Er hatte sich bei einer befahrenden Witwe eingeweiht und die Bewandlung nicht darüber im Zweifel gelassen, daß es ihm wenig erwünscht sei, Besuche zu empfangen. Unangekündigt kam er nie, außer an den Geburtstagen der Kinder, von denen er trotz ihrer großen Anzahl bisher keinen einzigen

vergessen hatte. Und an solchen Tagen wurde er von uns mit getarbtet fieberhafter Spannung erwartet. Denn er verstand zu schenken, wie sonst niemand in der Familie. So wenig er sich bei seinen spärlichen Besuchen mit uns beschäftigte, so genau wußten wir doch unsere geheimsten Wünsche und verschwiegensten Sehnsüchten zu kennen. Und der Kostenpunkt spielte bei ihrer Erfüllung für ihn ersichtlich gar keine Rolle.

Kein Wunder also, wenn wir jugendlichen ihn im Gegensatz zu Tante Betty, die uns trotz eines bedeutenden Vermögens oft gar beweglich von ihrer Armut zu erzählen wußte, für unermeßlich reich hielten, und wenn wir nicht daran zweifelten, daß seine uns so streng verschlossene Behausung fabelhaft Schätze erotischen Ursprungs birge.

Zwischen diesem geheimnisvollen Onkel César und der ganz und gar nicht geheimnisvollen Tante Betty nun bestand eine gegenseitige Abneigung, die sich im Laufe der Jahre bis zu unerbittlichen Aeußerungen von Feindseligkeit verschärfte. Wir wußten nicht, welchen Ursachen sie entstammte, aber wir wußten, daß Onkel César, unsere vergötterte Freundin einmal eine „flügige alte Blappermühle“ genannt hatte, während sie von ihm mit Vorliebe in einem noch kühneren Bilde als von einem „ausgetrockneten Stodschiff in Gummischuhen“ zu sprechen pflegte. Wo sie nur immer konnten, gingen die beiden einander aus dem Wege, und zumest war es Onkel César, der stillschweigend das Feld räumte, wenn Tante Betty auf der Bildfläche erschien. Einzig an seiner kühl abweisenden Haltung waren auch alle Versuche meiner Eltern, ein freundlicheres Verhältnis zwischen den beiden herzustellen, gescheitert, und man suchte sich seitdem in der Familie mit ihrer Gegenseitigkeit als mit etwas Unabänderlichem abzufinden.

Da geschah es, daß mein Vater ein hübsches, kleines Landhaus außerhalb der Stadt erwarb, und daß er Onkel César, der in letzter Zeit öfter getränzelt hatte, einladend, ein paar Wochen bei uns zu verbringen. Er würde bei der Sonderbarkeit und ausgesprochenen Menschenscheu des Onkels damit indessen schwierig Erfolg gehabt haben, wenn sich nicht in mitten des alten partiarischen Gartens, der zu dem neuen Besitztum gehörte, noch ein zweites, sehr altes Häuschen befunden hätte, darin Onkel César nach Gefallen ganz wie ein Einsiedler haufen konnte. Dazu schien er denn auch fest entschlossen, denn er bedang sich brieflich aus, lediglich zu der Mahlgarten in unserer Mitte erscheinen zu müssen, während er die übrige Zeit, namentlich die Abendstunden, völlig ungestört einer wichtigen Arbeit zu widmen wünsche. Natürlich wurde ihm die Berücksichtigung solcher Verlangens bereitwilligst zugesichert, und wir Buben, mein jüngerer Bruder und ich, erhielten strengsten Befehl, uns aller zudringlichen Neugier zu enthalten.

In einem schönen Sommertage langte Onkel César an, eingewickelt wie zu einer Nordpolfahrt und mit den unermüdlichen Gummischuhen an den Füßen. Sein Gepäck entsprach nicht ganz meinen und meines Bruders hochgepannten Erwartungen, denn wir hatten als sicher angenommen, daß er alle seine erotischen Kostbarkeiten mitbringen werde, und der schätzbare, kleine Handkoffer, der seine gefamte Bagage ausmachte, bereitete uns darum eine nicht geringe Enttäuschung. Am nächsten Tage aber kam mit der Bahn eine große Kiste für den Onkel an, deren außerordentlich schwere Schloß unserm Gärtner eine ganz Flut von Seufzern und Verwünschungen entlockte. Und nun stand es für uns fest, daß sie die aus Japan, Indien oder ähnlichen schönen Gegenden stammenden Schätze Onkel César's enthalte.

Die geheimnisvolle Kiste wurde in das vom Onkel bezogene Zimmer im unteren Stockwerk des alten Gartenhauses geschafft und bildete von Stunde an für meinen Bruder Helmut und mich den Gegenstand einer wahrhaft leidenschaftlichen Wühlarbeit. Unser Interesse erreichte seinen Höhepunkt, als uns das Stubenmädchen anvertraute, es habe schon an zwei Abenden, während es sich im Gartenhaus aufhielt, deutlich gehört, wie der Onkel mit Hammer und Stemmeisen den Deckel der Kiste öffnete, am nächsten Morgen aber sei sie jedesmal wieder fein säuberlich zugemauert gewesen.

Nun gab es für uns keinen Zweifel mehr, daß Onkel César sich in ein rechter Geizhals alljährlich am Anblick seiner Herrlichkeiten weide, und es währte nicht lange, bis in unseren Herzen der Entschluß gereift war, dieser Augenweide ebenfalls teilhaftig zu werden. Das einzige Fenster des Zimmers lag ungefähr mannhoch über dem Erdboden, und ein kleiner Mauervorsprung, der den Füßen notwendig Halt bot, hätte recht wol gehalten, von außen in das Gemach zu schauen. Aber die Gefahr, aus diesem Beobachtungsposten von dem Onkel entdeckt zu werden, war zu groß, als daß wir nicht hätten auf ein anderes Auskunftsmittel sinnen müssen, und der große, alte Rossenbaum, der sich unmittelbar vor

jenem Fenster erhob, machte es uns nicht schwer, dies Auskunftsmittel zu finden.

Der nächste Abend schon wurde für die Ausführung unseres Vorhabens bestimmt. Aber noch im letzten Augenblick schien ein unerwarteter Zwischenfall sich der Bewirtlichung des schönen Planes hindernd entgegenstellen zu wollen. Mit dem Abendzuge war nämlich zur allgemeinen Ueberzeugung Tante Betty eingetroffen und hatte uns durch die Anündigung erfreut, daß sie ein paar Tage zu bleiven gedene. An ihre Unterbringung in der Villa war bei der räumlichen Beschränktheit freilich nicht zu denken, da aber im ersten Stod des Gartenhauses noch ein eingerichtetes Fremdenzimmer zur Verfügung stand, erklärte sich die Tante sofort bereit, dort ihr Haupt zur nächsten Ruhe zu betten. Onkel César's Nachbarschaft, die ihr natürlich nicht verschwiegen wurde, genierte sie nach ihrer Versicherung nicht im mindesten. Und der Onkel konnte seinerseits einen Einspruch nicht erheben, weil er sich bei Tante Betty's Eintreffen schon längst in seine Einstiebtie zurückgezogen hatte und darum bis jetzt nichts von ihrer Anwesenheit ahnte.

Un zehn Uhr ließ sich auch die Tante von dem Dienstmädchen in das Gartenhaus hinführen. Und nun gab es zwischen Helmut und mir in der Abgeschiedenheit unseres Schlafstübchens einen aufgeregten Kriegsrath über die Frage, ob wir unser Unternehmen hinauszuschieben oder der verdoppelten Gefahr zum Trotz dennoch ausführen sollten. Mein Bruder begabte Bedenken, meine Neugier aber war so brennend, und meine Ueberzeugung, daß von Tante Betty auch im schlimmsten Falle nicht viel zu fürchten sei, so unerschütterlich, daß ich mit der Autorität der Ergebung diese Bedenken zum Schweigen brachte, und daß wir uns um die erste Stunde gesieft und gespornt durch ein Hinterbüden in den Garten hinausdrückten.

Das nahe Ziel war bald erreicht, und schon von weitem hatten wir zu unserer lebhaften Befriedigung wahrgenommen, daß Onkel César sich noch nicht zur Ruhe begeben hatte. Das Fenster seines Zimmers war erhellt, und die beiden oberen Flügel standen sogar weit offen. Der erste Stod des Häuschens aber war bereits in tiefe Dunkelheit gehüllt.

Bevor wir die Eichhörchen erklimmen und den Stamm des alten Rossenbaumes und rutschten auf einem der unteren Äste so weit vor, bis wir bequem durch die offenen oberen Fenster, die sich noch um ein Stück unter uns befanden, in das Zimmer blicken konnten. Da wartete unser nun freilich eine gewaltige Ueberbahrung. Wohl stand die geheimnisvolle Kiste offen; aber sie enthielt augenscheinlich weder Gold noch Silber, sondern nur Wäsche, nichts als weiße Wäsche. Eine Anzahl weißer Wäschestücke war auch über Sofa und Stühle verstreut. Zwischen ihnen am Tische aber lag Onkel César, einen grünen Augenschirm vor den Stirn und tief über einen kleinen Strahlstrahlen herabgeneigt. Was in diesem Rahmen eingesperrt war, konnte ich nicht recht erkennen. Helmut aber, scharfsichtiger und weisungsdiger als ich, rutschte näher an mich heran, um mir zuzuschnüren:

„Weißt Du, was Onkel César tut? Er sticht Buchstaben in ein Frauenhemd.“

Ueberwältigt von der Ungeheuerlichkeit dieser Behauptung, neigte ich mich vor, um besser sehen zu können. In diesem Augenblick aber brach tragend der St, dessen Tragfähigkeit mir in jugendlichem Leichtsinne überschätzt hatten. Mein Bruder purzelte mit einem kleinen Schreden auf den Rasen hinaus; ich aber kletterte mit dem Instinkt der Selbsterhaltung an das Querholz des Fensterkreuzes und angeteilt mit den Füßen nach dem Sinn, das ihnen eine Stütze gewähren sollte. Unglücklicherweise mußte ich dabei wohl etwas zu ungeschickt verfahren sein, denn ein lautes Klirren und Klirren unter mir ließ mich ahnen, daß ich die Fensterhebe eingeschlagen hatte, und gleichzeitig klangen mir auch schon gleich der Polawe des Gerichts Onkel César's gellende Hilferufe an das Ohr.

Kreidbleich mit entsetzenvoll ausgestreckten Armen, das Strahlstrahlen mit dem Damenhand in der einen, die Kissenkissen in der anderen Hand, stand er mitten im Zimmer, unter dem armen Augenschein hervor wie entseizt zu mir herüber starrend. Es war kein Zweifel, daß er mich draußen auf der Fensterbank gesehen sah; aber seine Kurzsichtigkeit hinderte ihn offenbar, mich zu erkennen. Und so beharrte er dabei, mich für ein Gespenst oder einen Raubmörder zu halten und aus Leibeskräften um Hilfe zu rufen.

Bis zur Villa hinüber konnten diese Rufe glücklicherweise nicht dringen; ein menschliches Ohr aber mußte dennoch schon der erste von ihnen erreicht haben. Denn plötzlich sah ich, wie sich die Tür des Zimmers aufthat und wie sich eine nahezu lugeformige, weißes Gesicht gegen mich heranzog, einen drohend geschwunge-

nen Regenschirm in der erhobenen Ficht. Erst als er das Fenster fast schon erreicht hatte, erkannte ich den formlosen Ballen als die vergötterte Tante Betty — Tante Betty in Nachtschleier und blütenweißem Unterrockchen. Ihre Geste war fürchterlich; ihr rundes Antlitz aber strahlte vor Heiterkeit, und dieser tröstliche Anblick löste den lähmenden Bann des Schredens, der mich so lange unbeweglich auf meinem exponierten Platze festgehalten hatte.

Blickschnell rutschte ich an der Mauer herunter; aber die gespannte Erwartung dessen, was sich nun drinnen zwischen den beiden Tobsündern zutragen würde, war stärker als mein Drang, vollends zu fliehen. Auf dem winzigen Mauervorsprung Fuß fessend, konnte ich gerade noch durch die zerbrochene Scheibe spähen. Ich sah, wie Tante Betty sich gegen den Onkel wandte, und hörte ihn mit zitternder, schluchgender Stimme sagen:

„Fräulein Betty, Sie sind eine Heldin! Sie haben mir das Leben gerettet. Wie soll ich Ihnen dafür danken?“

Natürlich erwartete ich, daß sie ihn nun auf meine Kosten über die Grundlosigkeit seiner Befürchtungen aufklären würde, aber ich erhielt einen neuen Beweis ihrer tantenhaften Güte, indem ich sie sagen hörte:

„Gott sei Dank, daß ich noch rechtzeitig gekommen bin, um den fürchterlichen Keil in die Flucht zu schlagen. Wer weiß, was passier wäre, wenn ich nicht zufällig hier übernachtet hätte. Um meinen vierzig Jahre hindurch bewahrten guten Namen ist es nun freilich geschehen. Denn wenn der Keil erzählt, daß er mich zur Nachtzeit im Zimmer eines unterbetrauten jungen Mannes gesehen hat —“

Weiter hörte ich nichts mehr, denn in diesem Moment zog mich mein Bruder an den Beinen von dem Mauervorsprung herunter und zerle mich als ein rechter Hagenfuß mit sich fort. Ungesehen gelangten wir in unser Schlafzimmer.

In der Frühe des nächsten Tages aber erhielten wir dort den Besuch Tante Betty's, die uns von unbüchlicher Güte versprach, unverbrüchliches Stillschweigen über unsere nächtliche That zu bewahren, soferne wir ein gleiches geloben in bezug auf alles, was wir gesehen hatten. So hat denn in der Tat zwanzig Jahre hindurch niemand in der Familie erfahren, durch welche Helidentat Tante Betty's sensationelle Verlobung mit Onkel César zustande gekommen ist. Und als der alte Herr am Abend seines siebzehnten Geburtstages mir anvertraute, daß er vor seiner Verlobung genötigt gewesen sei, seine dürftigen Einkünfte durch das Sticken von Monogrammen für ein Wäschegeschäft zu verbessern, ohne er nicht im Entsetztesten, daß er mit dem durchaus nichts Neues erzählt.

**Als Großvater Großmama gefreit.**

Wir Kinder, wir träumen nur von der Zeit, Da Großvater noch in jungen Jahren Tage und Nächte durchs Land gefahren, Als er die Großmama gefreit.

Und es klingt wie ein Märchen, wenn Großvater spricht Leise in heimlichen Dämmertönen, Wie die Postkutsche mühsam den Weg gefunden.

Durch Sonnenlimer und Mondenlicht, Und es war zur leuchtenden Frühlingzeit, Das Land lag in Seligkeiten versunken, Und das Herz so heiß und vor Jubel trunken, Und Pferde und Wagen blütenverschneit.

Und in einer silbernen Märchenacht Hat der Wagen gehalten auf holprigen Straßen, Und der Führer hat leise ein Lied gebissen, Hinein in die laulose verschwiegene Nacht.

Da ging ein Armer durch Busch und Baum, Ueber weiße Wäuser ein seltsames Wesen, Ein Wasser erwachte zu zinnendem Leben, Und hoch in der Wolken schwebte ein Traum.

Und im Röhrichtschägen, im weichen Kleid Stand ein Mädel in brennendem Bangen und Ehen, Hat zitternd gelauscht den werdenden Tönen.

Und gewinkt und gelacht vor Seligkeit, Dans Herzelt Ulrich.

Benutzte Gelegenheit, „Was ist denn das für ein Menschenaufkuf am Fluß?“

„Ach, da ist einer ertrunken, und ein Hausierer veranlaßt einen Ausverkauf wegen Todesfalls.“

— Eingegangen. „Von Tag zu Tag werden Sie schöner, gnädiges Fräulein.“

„Das hat noch niemand gewagt, mir zu sagen...“

„Was denn?“

„Dah ich das noch nötig hätte!“ — Umklung. A.: Stehst du die junge Dame dort an der Säule? B.: Die edige Beinhänger? A.: Die ich enorm reich, hat mindestens zwei Millionen Reichthum. B.: Und diese graziöse Schlantheit — ganz mein Fall! — Kannst du mich nicht vorstellen?

**Bei Onkel Toni.**

Berliner Skizze von Gertrude Holz.

Wenn die Hundstagshitze über Berlin brüht, dann spizt sich im „Walddorf“, in einer unfer westlichen Villenkolonie, ein heiteres, sommervergnügliches Leben ab.

Eine Staubwolke wirbelt auf. Dreißig bis vierzig kleine Knaben und Mädchen kommen herangelaufen und gruppieren sich um einen Mann. Einige Mütter trotten mit flatternden Hutbändern langsam hinterdrein.

„Sehn Sie bloß, Jähnten, die ultiqe Kostim, das der anhall!“

„Dis is ja Kloohnhoff, Reschten, wissen Sie, wie er imma zu de Mastenbelle in de Warenhäuser ausstijl.“

„Wahastig! Ne, sehn Sie bloß de Köppe da druff, zum Schieken. Aba pass'n Sie uf, was nu kommt!“

„Hierher!“ erklärt eine Kommandostimme. „Mädel's links, Jungens rechts!“

Eine kleine Glocke klingt an, die der fonderbare Mann in der Hand hält.

„Seid ihr alle da? — Habt ihr auch alle ein Billett?“

„Ja!“ tönt es stolz und selbstbewußt aus jungen Kehlen.

Zwei bis drei Meter entern steht ein anderer Mann an einem Baumstumpf. Unter dem Arm trägt er einen abgenutzten Pappkarton.

„Also, die Mädchen rennen zuerst; immer viere auf einmal, dann vier Jungens! Nach die Größe stellt euch an! Wer zuerst bei dem Onkel am Baumstamm ist, bekommt einen Preis!“

„Au ja, sein!“

„Wir renn'n zusammen!“

„Nicht drängeln. Mutta, Frida buff!“

„Ruhe!“ befiehlt der Mann mit der Glocke. „Ich zähle bis drei: — bei drei rennt ihr los.“

Die ersten Konkurrentinnen haben sich aufgestellt. Vier junge Augenpaare hängen gespannt an seinem Mund.

„Ei — ns, zu — ei!“ Vier kleine Körper ruden an.

„Zweieinhalf —“ — Ein Freudenbrüll — Onkel Tony hat 'nen Witz gemacht.

„Dr — ei!“

Vier kleine Mädchen sauer über den staubigen, abgetretenen Waldboden zum nahen Ziel. Der Mann am Baumstumpf fängt die erste auf und nimmt aus dem Pappkarton einen kleinen, in rosa Papier gewickelten Gegenstand und händigt ihn ihr aus.

„Jeronn'n!“ — Glücklich hopft der kleine Blondkopf zu Mittern.

Mutter wickelt vorsichtig aus und dekoriert stolz die Siegerin. Ich werfe einen Blick hin. Es ist eine kleine Brosche mit einem winzigen Bildchen unseres Kronprinzenpaars. Und die Preisträgerin, die ihre hellen Augen munter umherwandern läßt, ob auch alle Zeugen ihres Triumphes sie genügend bewundern, sagt zutraulich und wichtig zu mir:

„'s is echt Alpatagold — sein!“

jauchst sie auf. „Nachher is auch noch große Balosung; ich hob' auch 'n Los. Vallericht jeronn' ich da auch!“ Dann springt sie fort.

Inzwischen hat sich die Aufregung der wilden Schar wieder etwas gelegt.

Das Glöckchen ertönt. — „Eins — zwei — drei —“ und diesmal rennen vier stramme Knaben durch den Staub.

Der Sieger läuft nachher spornstreichs an mir vorbei, seine Hände haben trampffuß über das Papier umschloß.

„Was hast du denn?“ frage ich schnell und halte ihn an.

„Eine — Schlip's — nadel!“ ringt es sich jauchzend von seinen Lippen; dann tragt er weiter. „Mit 'n Rubin!“ ruft er mir noch zurück.

„Mit 'n Rubin!“ wiederhole ich leise für mich; so viel Glückseligkeit hatte ich lange nicht gesehen.

Der Wettlauf nimmt seinen Fortgang. Drei kleine Nachzügler kommen an, von der Mutter begleitet. Sie sind mit grünen Papiermützen und rosa Papierschärpen dekoriert, und jeder trägt stolz eine rote Stodlaterne in der Hand.

„Kommt erst die Balosung und dann Bolloneese!“ schreit es durchs einander.

„Was denkt du'en,“ sagt eine Kleine mit schwarzen Witzaugen wichtig, „Bolloneese kommt imma zuletzt.“

Es ist warm draußen, sehr warm — und der Mann in dem Pappkarton schneit so sehr. Ob er wirklich noch mit allen den kleinen Seiftern tanzt, in diesem enganliegenden Anzug dadrinnen, im dumpfen, heißen Saal? Wenigstens hat er sich die Erleichterung erlaubt, statt des üblichen Filzhutes der Pojase einen schmalrandigen, gelblichen Strohhut aufzusetzen. Der Kopf ist spit herausgetrieben und endigt in einem dicken Strohnopf. Aber natürlich — wie immer — die kleinen Mädchen sehen es durch.

Onkel Tony zieht mit seiner Schar in den Saal. Der Mann mit dem Pappkarton muß Klavier spielen, und das Tanzen geht ganz stot, Mädchen zusammen, Knaben zusammen, dann Mädchen und Knaben untereinander. Und nachher kommt der Glanzpunkt! Onkel Tony tanzt der Reihe nach mit jedem seiner kleinen Gäste. Der Jubel ist unbeschreiblich. Dem Manne stehen die hellen Schweißperlen auf der Stirn — er kann sie nicht abwischen. — Wehe den Bildern dann, die sein Gesicht schmüden. Ich habe noch nicht herausbekommen können, ob die Köpfe, mit denen er sich Wagnen und Kinn bemalt hat, Indianerhäuptlinge — oder exotische Käfer vorstellen sollen.

„Aha jetzt is Schluß, Kinda,“ sagt Onkel Tony energisch. Der Mann am Klavier hat aufgehört zu spielen.

„Jetzt mußte dich erst vapusten,“ sagt er zu dem Kinderfreund, „sieh bloß, wie de schwitzt!“

Aber die unermüdeten Kinder bedrängen ihren Onkel Tony.

„Was nu?“

„Kommt jetzt Kaspathata?“

„Ja jetzt Balosung?“

„Jetzt is Pause,“ sagt der Mann mit dem Pappkarton. „Nu geht man 'nen bißchen bei Muttan — sahrt Karussell oder geht mal würfeln — Onkel Tony muß sich erst ma' vapusten.“

Folgjam ziehen die Kleinen ab. Nur wenige, besonders arfängliche, gehen hinter Onkel Tony her nach der kleinen Bude, in der es — Weißbier gibt!

„Eine Große“ bekommt Onkel Tony eingeschenkt. Dann sehen sich die beiden an einen Tisch. Der Mann mit dem Pappkarton bietet ihm eine Zigarre an.

„Jetzt mach'n wa 'ne halbe Stunde Pause — 'a wa? Ja! — 'ne halbe müß'n wa hab'n — dann mach'n wa noch ma' Kaspathata — dann volleicht Toppschlagen — dann Balosung und denn Bolloneese — un denn — Schluß.“

Die Bilder auf Onkel Tonys Gesicht glühen dunkelrot. Er tut einen tiefen Zug aus dem großen Weißbierglaste. — „Die kühl't schön,“ sagt er, halb zu mir, halb zu seinem Marnager gewendet. Dann zieht er den weitausgeschnitzen, schwarzen Schuh von dem rotbestriemten Fuß und schüttelt ihn aus. „Verflüchter Sand!“ Ich blide erstaunt auf seine auffallend kleinen, wohlgeformten Füße.

„Geht nach eure Eltern, jetzt,“ sagt der Preisbedeiler zu den kleinen, neugierigen Gaffern. „Onkel Tony muß ausruhen.“

„Kommt doch, Frida!“ ruft eine ältere Schwester einem kleinen Flachkopf zu und nimmt ihn an die Hand.

„Was siehst denn dadran, wie der Mann Bier trinkt?“

„Dis is kein Mann,“ sagt die Kleine weinerlich. „Dis is Onkel Tony!“

Langsam schlendert ich durch den „Walddorf“, an dem Karussell mit dem müden, braunen Pferdchen, an den Würfelbuden, die umlagert von kleinen Weltbürgern sind, die mit schlaftrunkenen Augen auf die ausgefesselten Herrlichkeiten blicken, gehe ich anständig vorüber — dem Ausgange zu.

Mein altes Berlin, di. lebst noch, die moderne Inflation hat dich noch nicht ganz verschlungen!

Ueber der herrlichen Villenkolonie liegt klare, goldene Zulfonne, und aus einem der eleganten Häuser k. i. irgendwo das Lachen einer Gramophonplatte.

Dann schmettert sie Caruso's unvergleichliches „La-Che, Bajazzo“ in die klare Sommerluft.

— Vom Kasernenhof. Unteroffizier: Warum auch steden Sie schlapper Kehl in einer Gardeuniform? Sie kommen mir vor, wie eine Dreierzigarte mit 'ner Bauchbinde!

— Sinnvoller Liebesguth. „Warum winken Sie denn auf jeden Zug?“

„Ja, mei' Vabster is a Bahnerer, aber i' noch net, auf weick'n Zug als i' ischt.“

— Zerstreut. „Der Professor, das Telefon läutet.“

„Gewiß Hofrat K., mit dem kann ich doch nicht im Schlaftrock sprechen.“